

Die angegebenen Preise erhöhen sich z. Zt. durch folgende Teuerungszuschläge:
für die bis Ende 1916 erschienenen Werke 100%
für die 1917 und 1918 erschienenen Werke 50%
für die seit 1919 erschienenen Werke 25%

Für das Ausland wird ferner der vom Börsenverein der deutschen Buchhändler vorgeschriebene Valuta-Ausgleich berechnet. — Die Preise für gebundene Bücher sind wegen der Verteuerung der Buchbinderarbeiten bis auf weiteres unverbindlich.

Reden,

gehalten bei akademischen Preisverteilungen in Jena

Über die Begründung des Strafrechts. Von **Richard Loening**, ord. Prof. der Rechte zu Jena. Rede, gehalten bei der akadem. Preisverteilung zu Jena am 22. Juni 1898. (32 S. Lex. 8°.) Mk —.80

Über Wurzel und Wesen des Rechts. Rede, gehalten bei der akademischen Preisverteilung am 15. Juni 1907 in der Kollegienkirche zu Jena. Von **Richard Loening**, ord. Prof. der Rechte. (40 S. Lex. 8°.) 1907. Mk 1.20

Goethes Verhältnis zur Mineralogie und Geognosie. Rede, gehalten zur Feier der akademischen Preisverteilung am 16. Juni 1906. Von Dr. **Gottlob Linck**, o. ö. Prof. der Mineralogie und Geologie. Mit Bildern von Goethe (Seidler) und Lenz und einem Brief-Faksimilie. (48 S. Lex. 8°.) 1906. Mk 2.—

Kreislaufvorgänge in der Erdgeschichte. Rede, gehalten zur Feier der akademischen Preisverteilung in Jena am 15. Juni 1912. Von Dr. **Gottlob Linck**, o. ö. Prof. der Mineralogie und Geologie an der Universität Jena. (III, 40 S. Lex. 8°.) 1912. Mk 1.50

Der Wandel der Staatsaufgaben in der letzten Geschichtsperiode. Rede, gehalten zur Feier der akademischen Preisverteilung in Jena am 21. Juni 1913. Von Prof. Dr. **Eduard Rosenthal**. (32 S. Lex. 8°.) 1913. Mk 1.—

Deutschland und Frankreich im Wandel der Jahrhunderte. Rede, gehalten zur Feier der akademischen Preisverteilung in Jena am 20. Juni 1914. Von Dr. **Alexander Cartellieri**, o. ö. Professor der Geschichte. (28 S. Lex. 8°.) 1914. Mk 1.—

Volksreligion oder Weltreligion? Landeskirche oder Bekenntnis-kirche? Rede, gehalten zur Feier der akademischen Preisverteilung in Jena am 19. Juni 1915. Von D. **W. Thümmel**, o. ö. Professor der Theologie. (23 S. Lex. 8°.) 1915. Mk —.60

Über Begriff und Aufgaben der deutschen Philologie. Rede, gehalten zur Feier der akademischen Preisverteilung in Jena am 24. Juni 1916. Von Dr. **Victor Michels**, o. ö. Prof. der deutschen Philologie. (26 S. Lex. 8°.) 1917. Mk 1.20

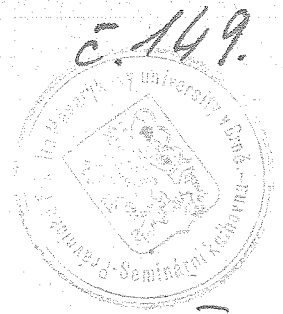
Die Beurteilung des biologischen Naturgeschehens und die Bedeutung der vergleichenden Morphologie. Rede, gehalten zur Feier der akademischen Preisverteilung in Jena am 16. Juni 1917 von Dr. **Friedrich Maurer**, o. ö. Prof. der Anatomie. (36 S. Lex. 8°.) 1917. Mk 1.80

Das bürgerliche Recht und die neue Zeit. Rede, gehalten bei Gelegenheit der akademischen Preisverteilung in Jena am 21. Juni 1919 von Dr. **Justus Wilhelm Hedemann**, o. ö. Professor der Rechte, Prorektor der Thüringischen Gesamtuniversität. (Mit Anmerkungen.) (28 S. Lex. 8°.) 1919. Mk 3.—

Über Wesen

und

Wert der Universität



11-F-127

Rede

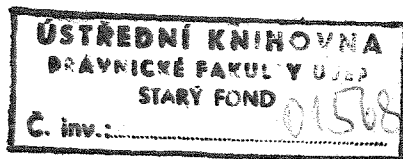
gehalten zur Feier der akademischen Preisverteilung am 19. Juni 1920
in der Stadtkirche zu Jena vom Rektor der Universität

Dr. Gottlob Linck

o. ö. Professor der Mineralogie und Geologie



Jena
Verlag von Gustav Fischer
1920



Liebe Kollegen und Kommilitonen,
liebe Freunde und Mitbürger!

Seid mir begrüßt zum Tag der universitas salana und feiert mit mir diesen Tag im Erinnern und Besinnen auf Wesen und Wert der Universität.

In diesem Gotteshause wurde am 2. Februar 1558 unter freudiger Anteilnahme der ganzen Bürgerschaft die Universität geweiht. Sie ward geboren in schweren Wehen, die ihren Anfang nahmen mit der am 24. April 1547 geschlagenen und verlorenen Schlacht bei Mühlberg. Mit dieser Schlacht endete Groß-Thüringen; sein Fürst, Johann Friedrich, verließ die verstümmelten Lande als des Kaisers Gefangener, die Kurfürstenwürde ging verloren, verloren die Universität Wittenberg. Der deutsche Geist, der im Herzen des Vaterlandes um seine Befreiung von romanischer Knechtschaft rang, war ins Mark getroffen, seine Burg zur Ruine gewandelt. Für den Durchschnittsmenschen Grund genug, zu verzweifeln und zu entsagen. Aber er, der hochsinnige Mann, entsagte nicht und verzweifelte nicht, weil er festen Glaubens war, festen Glaubens an die Sieghaftigkeit des Vollkommenen, und er ging aus weiter Ferne mit seinen Söhnen in der Heimat rastlos an den Wiederaufbau der verfallenen Burg. Eine neue Heimstätte des deutschen Geistes sollte erstehen, von der aus ein kristallklarer Strom der Wahrheit in die Niederungen des deutschen Volkes sich ergießen sollte. Groß war der Widerstand, größer Johann Friedrichs Beharrlichkeit. Zwar erlebt hat er den Erfolg nicht, aber sein über das Grab hinaus wirkender Geist erlangte das Ziel und im Jahre 1558 brachte die steigende Sonne des Kaisers Ferdinand Bestätigung für die hohe Schule zu Jena.

Klein und dürftig und arm war das Neugeborene, dessen Taufe mit Glockenklang und Flintenschüssen, mit Paukenschall und Turnieren, mit Festessen und schönen Reden gefeiert wurde. Aber lebensfähig war das Kind, wie der Geist aus dem es gezeugt, und

groß und mächtig ist es geworden, und hat die Jahrhunderte überdauert. Mehr als zehn Menschenalter hindurch ist die Jugend durch die Schule der Salana gegangen, hat sie aus der Wahrheit klarem Born getrunken. Manche Leuchte der Wissenschaft und des Lebens hat von hier aus mannhaft die Wahrheit verkündet, oder hatte hier die Wurzeln seiner Kraft. Gute und böse Tage, Glück und Elend, Freude und Jammer des deutschen Volkes stehen in ihrer, der Salana Geschichte. Die Menschen sind gestorben, verdorben, die Staaten sind zerfallen, sie aber steht heute noch blühend wie in Jungfräulichkeit und wird, wie wir zuversichtlich glauben dürfen, auch die Frühlingstürme dieser neuen Zeit blühend und fruchtbringend überdauern.

Das ist gewißlich wahr, denn die Wissenschaft ist dasselbe im geistigen Leben des Menschen, was der Zeugungstrieb im leiblichen Leben ist. Sie ist geboren aus der tiefen Sehnsucht der menschlichen Seele nach Erkenntnis der Wahrheit, nach der Vollkommenheit, nach der allumfassenden Gottheit, aus der Sehnsucht der Seele, die da eins werden möchte mit dem Geist, der die Welt in den Angeln hält. Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreiet unsere Seele nach Erkenntnis. Die Sehnsucht nach dem Begreiflichen ist die Mutter der Wissenschaft, die Sehnsucht nach dem Unbegreiflichen ist die der Religion. Vor dem Letzteren, Höchsten verharren wir mit Goethe in Anbetung. Es ist der Ursprung aller Dinge. Das Begreifliche aber ist der Zusammenhang der Dinge. Diesen zu erforschen ist die Aufgabe der Wissenschaft, und der Mensch will durch Erfüllung dieser Aufgabe seinem Leben über den schwankenden Willen hinaus Zweck und Ziel setzen, das Ziel: das Leben in vollen Einklang mit der Natur zu bringen, deren Teilstück er ist. Je weiter die Wissenschaft vordringt, um so mehr erkennen wir, daß im Kleinsten wie im Größten dieser Einklang besteht oder angestrebt wird, daß immer mehr Teilbegriffe unter einen einheitlichen Begriff zusammengefaßt werden können, daß alles Naturgeschehen einem einzigen unabänderlichen Gesetz unterworfen ist. Wo der Einklang erreicht ist, da herrscht Gleichgewicht. So in der unbelebten, und so in der belebten Natur. Gleichgewicht ist Ruhe, ist Glück, darum bringt die Wissenschaft dem Menschen das Glück für Leib und Seele. Darum ist sie auch so alt wie das Menschengeschlecht und wird erst mit ihm untergehen.

Wer dem inneren Drange folgend nach Wahrheit forschen kann und will, ist ein Gelehrter. Die Gelehrten sind in seiner Gemeinde

versammelt, die man Universität nennt. Die anderen Glieder des Volkes aber sind Wahrheitsfreunde, wenn sie diese Versammlung schützen, ehren und erhalten (F. Döllinger). Die Gelehrten hat man Professoren genannt, weil sie aus innerem Drange Bekenner der Wahrheit geworden sind. Von ihnen aus soll sich der lebendige Strom der Wahrheit ergießen über das ganze Volk, soll seine Seele freimachen von der Knechtschaft des Sinnlichen, sie emporheben in das Reich des Lichts, ihr eine Heimsätte schaffen im Lande der Zufriedenheit, des Glückes und der Schönheit.

Dies ist das Ziel. Aber der Weg ist weit, uneben und dornenvoll. Manche Führer verlieren den Weg, andere führen zwar richtig, aber das Volk wird irre an den Führern, wenn es durch die Wildnis geht, wie die Schiffsleute an Kolumbus, als er durch die Wasserwüste dem Neuland entgegenfuhr.

So ist auch heute ein großer Teil des deutschen Volkes irre geworden an seinen Universitäten, weil der Weg durch eine Wüste führt. Ein fünfjähriger Krieg ist zu Ende, Ströme von Blut haben unsere Väter, Brüder und Söhne dahingegeben, sie haben die Gesundheit oder das Leben geopfert und durch diese langen Jahre mit herzerhebender Selbstverleugnung dem Feinde getrotzt. Gerade die Studenten haben in edler Begeisterung ihr Herzblut für das Vaterland verspritzt. Für des Vaterlandes Wohl ein Herz und eine Seele, haben sie gleich einem Winkelried mit einem Vaterlandslied auf den Lippen die Garbe der feindlichen Geschosse aufs eigene Herz gelenkt, wenngleich auch ihre Leichen zu Bergen sich häuften. Ihr Heldennut hat nicht seinesgleichen durch die ganze Geschichte des Menschengeschlechtes. Sie haben ihre Taten nicht vollbracht für sich selbst und nicht für die Fürsten und nicht für das Geld, sondern für ihre Heimat, für Euch Ihr Brüder und Schwestern. Sie sowohl, die der Tod uns entrissen hat, als auch die andern, die ohne die Palme des Siegs zurückgekehrt sind, die sich die Reinheit ihres Fühlens bewahrt haben und, wie ich als Rektor bekunden kann, unverzüglich und mit eisernem Fleiß wieder an die friedliche Arbeit des Studierens gegangen sind, sie alle müssen wir ehren, ihnen müssen wir danken. Das wissen große Teile des deutschen Volkes nicht, oder sie wollen es nicht wissen, denn der Friede, der geschlossen ist, ist nur ein Wechselbalg. Drum ist er nicht eingezogen in die Seele des Menschen, weder in die der Besiegten noch in die der Sieger. Unser Volk hat er zerrissen, entrechtet, geknechtet, aber alle Völker sind aufgerührt bis in die tiefsten Tiefen ihres Gemütes. Keiner scheint

mehr zu wissen, was gut und böse, was recht und unrecht, was schön und häßlich, was wahr und unwahr ist. Freundschaft und Vertrauen, Achtung und Vaterlandsliebe sind dahin. Die Welt ächzt in allen Fugen, wie ein im Sturm beschädigtes, in die Klippen geratenes Schiff.

Es könnte scheinen, als ob die ganze Welt aus Rand und Band geraten sei, und doch sind es nur die Menschen. Denn noch folgen sich Frühling und Sommer, Herbst und Winter wie ehemals, noch stehen, wie seit unvordenklichen Zeiten, die schneebedeckten, eisumgürteten Häupter der Berge in majestätischer Ruhe an der Südgrenze unserer Heimat Wacht, noch spült die See bald linde und lieblosend, bald gewaltig und grollend über den mitternächtlichen Strand der deutschen Lande, noch küßt die Sonne am Morgen Schlesiens Berge und verglühet am Abend verheißungsvoll im fernen Weltmeere, noch schmettert die Lerche ihr Liebeslied in die Lüfte und noch klinget dem Mutterohre nichts lieblicher als das erste Lallen des Kindes. Die Welt ist sich gleich geblieben, nur die Menschen in dieser Welt sind aus dem Gleichgewicht geraten wie ein Ameisenhaufen, in den man tritt, oder wie ein Bienenstock, der vom Räubergeschlecht der Hornissen überfallen, ausgeraubt wurde. Sollten wir es nicht machen wie die Ameisen und die Bienen, ordnen und wieder aufbauen?

Das deutsche Volk in seiner Mehrheit vertraut denen nicht mehr, die seine Führer sein oder werden sollten, weil sie es nicht vermocht haben, das Unglück abzuwenden. Darum tadelt, schmäht und verachtet es seine Universitäten und ihre Studenten, will sie reformieren. Das ist nicht das erstemal so, und wird nicht das letztemal so sein. Aber merkwürdig ist, daß gerade in solchen Zeiten tiefster völkischer Erniedrigung das deutsche Volk aus den geschmähten hohen Schulen wieder Kraft und Leben sog, und daß gerade solche Zeiten Anlaß zu Universitätsgründungen wurden.

„Von der Mitte des zehnten bis ins dreizehnte Jahrhundert stand die deutsche Nation auf der Höhe ihres Geschickes, groß, mächtig und ruhmreich, als die vornehmste Trägerin der Weltgeschichte. Aber an der Feindschaft der Päpste, an der Selbstsucht der geistlichen und weltlichen Fürsten ging das Kaisertum zugrunde. Die Einheit des Staats wurde immer schwächer. Die deutsche Krone verarmt, wird machtlos nach aussen wie nach innen, so daß sie aufgehört hatte, ein würdiger Gegenstand des Erstrebens zu sein. Der Ausbruch der Reformationsbewegung brachte dem

schon so zersplitterten Deutschland ein neues Element der Zwietracht, während ringsumher die Staaten durch Einigung und Befestigung der Monarchie an Macht gewonnen hatten. Dann kam der dreißigjährige Krieg, an dessen Ende Deutschland, zerrissen und zertreten von Kriegerscharen und organisierten Räuberbanden, an selbstgeschlagenen Wunden verblutend, den Hohn und Spott der Nachbarstaaten erregte. Tatsächlich hat das deutsche Reich mit dem westfälischen Frieden ein Ende genommen — ein schmachvolles: denn die Verfassung wurde unter die Garantie von Frankreich und Schweden gestellt, welche beiden Mächte also von rechts wegen in die deutschen Angelegenheiten eingreifen durften. In der Nation war der Sinn für gemeinsame Angelegenheiten erstarben, die Sprache war verwildert, die Literatur verarmt. So stand das zerrüttete Deutschland den systematisch betriebenen Raubzügen und Ränken des geeinigten Frankreich gegenüber. Staatsmänner und Gelehrte, durch französische Pensionen und Subsidien gewonnen, arbeiteten und schrieben für Frankreichs Zwecke. Die lange Kette der Taten wurde gekrönt durch die Verwüstung der Pfalz, die schamloseste Schandtat der neueren Geschichte.“

So schildert Ignaz v. Döllinger die Zeit, in die die meisten deutschen Universitätsgründungen fielen. Kaiser Karl IV. gründete, um sein Stammland Böhmen zu Macht und Blüte zu bringen, im Jahre 1348 die erste deutsche Universität in Prag. Im selben Jahrhundert entstanden dann noch aus ähnlichen Gründen, z. T. allerdings auf Veranlassung der Klöster und Kirchenfürsten, weitere 4 und im folgenden 15. Jahrhundert noch 10 deutsche Universitäten. Wie im 16. Jahrhundert Jena entstand, haben wir schon gehört.

Diese Universitäten haben zumeist die Schreckenszeit des dreißigjährigen Krieges nicht nur überdauert, sondern mit ihrer Hilfe hat sich das Volk wieder erhoben und von der Herrschaft der Klöster befreit. Sie sind die Quelle und die Träger einer neuzeitlichen Kultur geworden. Auch die Not des siebenjährigen Krieges haben sie glücklich überstanden, und eine der Folgen der Niederlage von 1806 war die Gründung der Universität Berlin, von der dann durch Fichte die geistige Wiedergeburt des deutschen Volkes ausgegangen ist.

Damals nach dem westfälischen Frieden haben die Feinde gemeint und verlangt, die Deutschen sollten ihre Niederlage als das heilsamste Ereignis für sie selbst und die Feinde als die größten

Wohltäter segnen. Dasselbe dachte und verlangte der Feind nach den Ereignissen von 1806. Dasselbe denken und verlangen die Feinde heute. Dasselbe dachte und verlangte aber auch vor beiläufig 2000 Jahren der Römer Tacitus von den besiegten Germanen. Aber wie früher, so denke ich, werden sich die Feinde in ihren Hoffnungen und Wünschen getäuscht sehen, denn die Deutschen sind keine Levantiner, sondern ein wurzelechter Stamm mit eigenem Geistesleben, der Nahrung und Kraft aus seinen, so hoffen wir, bald wieder volkstümlichen Universitäten bezieht.

Hat man so in den Zeiten des Unglücks von den Universitäten das Heil erwartet und bei ihnen gefunden, so hat man andererseits in Zeiten der Gärung, da man glaubte alle Werte umwerten zu müssen, dieselben Universitäten als die für alles Unglück Verantwortlichen angegriffen und geschmäht. Bald schalt man sie rückständig, bald freigeistig, bald vermißte man bei ihnen den rechten Geist, bald waren sie überhaupt nicht mehr zeitgemäß. So besonders z. B. im Jahre 1848, wo sich an den Universitäten Reformvereine bildeten und gerade hier in Jena ein Kongreß dieser Vereine abgehalten wurde mit ähnlichen Zielen, wie sie heute erstrebt werden. Aber alle Bestrebungen der Umgestaltung müssen sich erschöpfen, haben sich erschöpft und werden sich erschöpfen in Einrichtungsfragen und in Fragen, die nur auf das sinnliche Wohl der drinnen und draußen Stehenden gerichtet sind, die das innere Wesen der Universitäten nicht antasten. Die Vollkommenheit, der des Menschen Seele nachjagt, ist immer dieselbe. Es gibt nur eine Wahrheit und diese allein führt die Menschen hinaus über die Mühen des Tages, über die sinnlichen Begierden, gibt ihrer Seele Frieden und stillt die Sehnsucht des Herzens. Darum setzen auch wir getrosten Mutes wie unsere Vorfahren bei der Zweihundertjahrfeier der Universität über sie als Wahrzeichen ein mit den Wellen kämpfendes Schiff, über das wir schreiben: *mediis servabor in undis*, mitten in den Wellen bin ich in guter Hut.

Da wir uns nun aber der menschlichen Unvollkommenheit bewußt sind, so behaupten wir auch nicht, daß unsere Werke vollkommen seien, daß wir nichts zu berichtigen hätten, daß uns der Zeitgeist — er sei gut oder böse — nicht zu berühren brauche. Vielmehr wollen wir mit dem älteren Döllinger aus dem Jahre 1819 bekennen, daß unsere Zeit bedeutungsvoll sei, daß ein reges Streben lebendig geworden, daß man die Ideen zu berichtigen bemüht sei, welche ein langer Krieg verwirrte. Dieses alles ist offenbar, aber

offenbar ist es auch, daß nicht immer das Ziel des Strebens klar eingesehen wird, daß im Kampfe, welchen immer das Gute mit dem Schlechten zu bestehen hat, mancherlei Verwirrung obwalte, daß darum auch die vorgeschlagenen oder versuchten Mittel, zum Besseren zu gelangen, nicht immer die tauglichsten seien.

Es ist gewiß wahr, daß vor dem großen Kriege nicht alles war, wie es sein sollte. Der Kapitalismus, der nach S o m b a r t vor rund 700 Jahren seinen Anfang genommen hat, war infolge allzu rascher Erkenntnis in den Naturwissenschaften und deren Übertragung auf die Technik in ungeahnter Weise gewachsen, und hatte zu einer Mechanisierung des Lebens auf der einen Seite und zum Tanz um das goldene Kalb auf der anderen Seite geführt. An diesen bösen Folgezuständen sind gewiß die Universitäten nicht schuld, wenn sie auch im wesentlichen die Urheber der wachsenden Erkenntnis gewesen sind. Diese Erkenntnisse hatten nicht naturgemäß die bösen Folgen, und haben andererseits den Grund gelegt für eine Entlastung des Arbeiters und damit für eine bessere Lebenshaltung. Wenn die Universitäten wirklich so schlecht wären, wie man sie heute zu machen sucht, so müßten sie es geworden sein seit etwa einem halben Jahrhundert, denn damals sagte noch der Franzose L é o n G a u t i e r: „In den Universitäten liegt Deutschlands Stärke und das Geheimnis seiner Triumphe.“ Mir will es scheinen, als ob die Angriffe ihren Ausgang nehmen würden teils von selbstsüchtigen sinnlichen Beweggründen, teils von der politischen Betätigung einzelner Professoren, teils von dem Wunsche, die Universität in den Dienst einer Partei zu stellen. Daß aber die Selbstsucht nicht der Geist ist, aus dem eine Universität umgestaltet werden kann, bedarf wohl nicht der Erörterung, daß parteipolitische Betätigung in dem durch Gesetz und gute Sitte beschränkten Maße auch dem einzelnen Professor zusteht, ist Menschenrecht, daß endlich die Universität als solche keine Parteipolitik treiben kann, auch nicht die Politik der regierenden Partei, weil das dem Geist der Wissenschaft widerspricht, ihn mit Stumpf und Stiel vernichten würde, ist für jeden Einsichtigen klar. Für die Wissenschaft ist es vollkommen gleichgültig, ob die Regierung monarchisch oder republikanisch ist, denn nach Luden sind die Wissenschaften und Künste an und für sich ihrer Natur nach erhaben über die Beschränktheit des Staates. Sie sind aber auch älter als der Staat, wie uns dies Schiller so schön erklärt: Zu Archimedes kam ein wißbegieriger Jüngling. „Weihe mich,“ so sprach er zu ihm, „ein in die göttliche Kunst,

Die so herrliche Frucht dem Vaterlande getragen,
Und die Mauern der Stadt vor der Sambuca beschützt.“

„Göttlich nennst du die Kunst? Sie ist's,“ versetzte der Weise,
„Aber das war sie, mein Sohn, eh sie dem Staat noch gedienet.

Willst du nur Früchte von ihr, die kann auch die sterbliche zeugen;
Wer um die Göttin freit, suche in ihr nicht das Weib.“

Wie haben sich denn nun die deutschen Universitäten entwickelt, wie ist der deutsche Professor und der deutsche Student? Im 14. Jahrhundert vor Gründung der deutschen Universitäten war die sogenannte höhere Bildung ausschließlich romanischen Ursprungs. Bei den Klerikern war dies selbstverständlich, aber auch die Richter und Verwaltungsbeamten, wie die Ärzte mußten in Italien oder in Frankreich studiert haben. Die Italiener und Franzosen hatten aber diese Kultur von den Römern übernommen. Auch bei diesen war sie nicht eigentlich bodenständig und volkstümlich, vielmehr war es die Kultur der griechischen Welt. Daraus erklärt sich auch, daß die Wissenschaft bei den Römern nicht wesentlich gefördert wurde, sondern eher in Verfall geriet, wie dies besonders bei den Naturwissenschaften deutlich in Erscheinung tritt. Nur wenige Wissenschaften, so die Rechtspflege, waren dem römischen Geiste angemessen, und sie erlangten dadurch eine überragende Stellung. Diese im Grunde griechische, in der Heilkunde auch von den Arabern stark beeinflusste Kultur wurde von den Italienern, Franzosen, Spaniern ebenso übernommen wie die Sprache der Römer. Es war ein Aufgehen dieser Völker im Romanischen und nicht umgekehrt.

Die Aufgabe der jungen deutschen Universitäten, die ihre Entstehung der Sucht der weltlichen und geistlichen Fürsten nach Prunk und Macht verdankten, war also keine andere, als jene romanische Kultur auf das deutsche Volk zu übertragen. Sie konnte aber bei uns nicht volkstümlich werden, weil sich die Gelehrten ausschließlich der lateinischen Sprache bedienten. So sehen wir denn auch zu Beginn des Mittelalters den tiefsten Stand der Bildung bei den breiten Massen des deutschen Volkes. Und doch ergänzten sich die Gelehrten immer wieder gerade aus den breiten Volksmassen. So konnte es nicht ausbleiben, da das Deutsche sich nicht vom Romanischen verschlingen ließ, daß jene romanische Kultur dem deutschen Wesen und der deutschen Art angeglichen wurde. Es war ein Vorgang von außerordentlicher Tragweite, als ein Theophrasus Paracelsus anfang in deutscher Sprache zu schreiben. Daß die Naturforscher damit den Anfang machten, mag seinen

Grund darin haben, daß sie infolge der Liebe der Deutschen zur Natur von Anbeginn besonders volkstümlich waren. Die Anwendung der deutschen Sprache seitens der Gelehrten und die Erfindung der Buchdruckerkunst werden nun Veranlassung zur Hebung der gesamten Volkskultur. Die Kulturideale des klassischen Altertums werden mehr und mehr Allgemeinbesitz, werden von deutschem Wesen durchdrungen.

Zum Wesen des Deutschen gehören sein tiefes Gemüt, sein unbändiges Streben nach den Idealen, sein Fleiß, sein starkes Persönlichkeitsgefühl, verbunden mit einer starken Gabe von Eigenbrödelei, Rechthaberei und Neid. Die drei letzteren Eigenschaften waren und sind die Quelle all unseres Unglücks daheim und in der Fremde, einst und jetzt. Die ersteren Eigenschaften hingegen liefern uns die besonderen Kennzeichen von des Deutschen wissenschaftlicher Art. Sie sind nach Jakob Grimm: „Innere Lust zur Wissenschaft, eifriges Beharren, unmittelbares nie ermüdendes Streben nach dem Ziel mit Hintansetzung eitler Nebenrücksichten, treues Erfassen, unvergleichliche Kombinationsgabe.“ „Aller andern Lust vergessend“ — sagt ein alter Schriftsteller — „sitzt der deutsche Gelehrte froh über seiner Arbeit, daß ihm die Augen sich röten und die Knie schlottern, dem Student ist dieselbe Weise eigen, und es bedarf für ihn keines anderen Antriebs.“ So ringet der deutsche Gelehrte um die Wahrheit und die Errungene erblickt in seiner Rede das Licht der Welt. Er wird zum Bekenner, zum Professor. Nur an den deutschen Universitäten sind die größten Gelehrten zugleich Lehrer.

Welche Sprache wäre aber für diesen Lehrer geeigneter als die Muttersprache. Er befruchtet dadurch seine Muttersprache, wie sie ihn befruchtete. Der Stand der Sprache ist ein Maßstab für die Kultur eines Volkes, ja sie ist die Kultur selbst, denn sie ist nicht angeboren. Angeboren ist nur die Stimme, aber die Sprache ist eine Erfindung und eine Vervollkommnung dieser Erfindung, und diese Erfindung ist ein Ergebnis der geistigen Fähigkeiten eines Volkes. Die überaus reiche Gliederung unserer Muttersprache zeugt von den reichen geistigen Fähigkeiten des deutschen Stammes. Unsere eigenen Vorfahren haben diese Sprache erfunden, und sie ist lebendig geblieben mit dem Stamm und nur wenig von fremden und toten Sprachen beeinflusst. Und weil unsere Wissenschaft aus demselben Geiste geboren ist, und die Gelehrten in dieser Sprache lernen, denken und lehren, so ist auch unsere Wissenschaft lebendig und volkstüm-

lich. Das ist nicht so bei den romanischen Völkern, deren Muttersprache im Lateinischen, also in einer toten Sprache untergegangen ist. Dasselbe ist, wenn auch in geringerem Maße, bei der Sprache der Engländer der Fall. Darin ist eine andere Volksart begründet, und darin liegt die Ursache, daß unsere Universitäten von anderer, besonderer Art sind, daß sie uns jene Völker nie nachahmen können, weil jene gleichsam Levantiner des Geistes sind. Unsere Universitäten sind auf deutschem Stamm gewachsen und bleiben mit ihm im Leben und Sterben vereinigt.

Aus diesen Betrachtungen erhellt nun aber auch, wie der deutsche Professor sein soll und ist. Er ist Forscher oder Wahrheits-sucher, Lehrer oder Wahrheitsverkünder aus einem natürlichen Drang um der Wahrheit selbst, nicht um sinnlicher Vorteile willen. Es ist ihm nicht, wie dem Techniker, um die Beherrschung der Natur, vielmehr nur um ihre Erkenntnis zu tun. Kein sinnlicher Gewinn lockt ihn, und tritt dieser in Erscheinung, so sind es nur die Brosamen, die von der Herren Tische fallen. Dies mag allen unbegreiflich erscheinen, welche nie im innern Herzen gespürt haben, welch beseligendes Gefühl es ist, nach langer, mühsamer Arbeit sagen zu können: ich hab's, ich weiß etwas, was außer mir noch niemand weiß. Ein ähnliches Gefühl hat auch der Handwerkermeister, wenn er aus dem Rohen ein veredeltes Fertiges gemacht hat. Dieses Gefühl aber geht dem Fabrikarbeiter vollständig ab, weil er jahraus, jahrein nur Teilarbeit leistet, die ihn über seiner Arbeit nie zur Höhe inneren Glückes emporsteigen läßt. Darum ist seine Arbeit so mühsam, und er strebt mit Fug und Recht nach Kürzung, während dem echten Professor die Zeit, welche er der Erforschung der Wahrheit widmet, immer zu kurz ist.

Aber, was ist Wahrheit? Wer oder was bürgt dafür, daß seines Forschens Ergebnis Wahrheit sei? — Das Ergebnis selbst, denn die Welt und alles, was darinnen ist, ist die Wirkung eines Geistes, beherrscht von einem unabänderlichen Gesetz und darum durchdrungen von Harmonie. Irrt der Forscher, so wird sein Irrtum bald an den Tag kommen, weil er widernatürlich ist. Dem Forscher, der guten Willens war, ist daraus ein Vorwurf nicht zu machen.

Der Professor sei aber auch Lehrer, aber nicht bloß Lehrer, denn, wie schon Savigny sagt, wird sich bei dem Lehrer, der zugleich Forscher ist, doch am häufigsten die Lebendigkeit des

wissenschaftlichen Denkens finden, wodurch allein das Lehrgeschäft gelingen kann. Er soll seine Wissenschaft vortragen niemand zulieb und niemand zuleid. Durch keine Furcht und durch keinen Lohn soll er sich dahin bringen lassen, sie nicht oder nicht ganz zu bekennen, denn kein rechtlicher Mann läßt sich dahin bringen, daß er, was er für unrecht hält, als Recht anpries. „Das Lehren auf der Universität unterscheidet sich vom Lehren in der Schule vorzüglich dadurch, daß es dabei mehr auf die Erweckung des wissenschaftlichen Sinns, als auf die Verbreitung von Sachkenntnis ankommt, welch letztere in der Schule grade der Hauptzweck sein muß“ (I. Döllinger). Oder wie Savigny sich ausdrückt: „Der wahre Grund der Wirksamkeit der Universitäten besteht in der Anregung des wissenschaftlichen Denkens durch die Anschauung und Berührung einer gleichartigen aber bereits ausgebildeten Tätigkeit im Geiste des Lehrers.“ Diesem Verlangen wird ohne Zweifel dort am meisten entsprochen, wo man von dem Lehrer die geringste handwerksmäßige Ausbildung der Schüler verlangt, die ja eigentlich auf Fachschulen gehört. Der Universitätslehrer soll nicht bloß den heutigen Stand der Wissenschaften darlegen, sondern er ist bestimmt, das Menschengeschlecht nach einem klaren Begriffe und mit besonnener Kunst weiterzubringen. Er muß mit seinem Begriffe der Gegenwart immer voraus sein, die Zukunft erfassen und dieselbe in die Gegenwart zu künftiger Entwicklung hineinzupflanzen vermögen (Fichte).

Damit sind aber des Professors Aufgaben noch keineswegs erschöpft. Ihm ist ein so überaus bildsamer und wertvoller Stoff wie die Jugend unseres ganzen Stammes anvertraut. Er soll sie zu Führern bilden, und da wäre es nicht wohlgetan, wenn er gegenüber dem öffentlichen Leben sich mönchisch abschließen wollte. Alle Lebensäußerungen seines Stammes soll er mit inniger Liebe umfassen nach dem Grundsatz:

Was ich bin und was ich habe,

Dank ich dir, mein Vaterland.

So soll der Professor auch teilnehmen am öffentlichen Leben, sich dabei aber ganz leiten lassen von der Vaterlandsliebe, von der Liebe zum Stamm. Er soll auch hier Führer sein, aber das Leben nicht sehen durch die bunten Brillen der Parteien, nicht ihren Leitsätzen sklavisch folgen, sondern, welche Partei auch die regierende, die machthabende sei, sich stets ein freies und gerechtes Urteil wahren. Dabei darf er aber nie vergessen, daß er in erster Linie

Lehrer und Forscher ist, denn, wie Savigny sagt, „wird es leicht geschehen, daß die Teilnahme am öffentlichen Leben so viel Zeit und Kraft, besonders aber so viel lebendiges Interesse in Anspruch nimmt, daß daneben der Lehrberuf zurückgesetzt und als Nebensache behandelt werden muß. Ein solches Verhältnis aber ist schlechthin verwerflich. Denn wie entschieden auch der Beruf zum öffentlichen Leben sein möge, so ist doch das Lehramt zu ernst und würdig, um anders als mit voller Kraft und Liebe geführt zu werden, und wer die Sache redlich und gewissenhaft ansieht, wird es dann lieber aufgeben, als durch vernachlässigte Führung herabwürdigen wollen.“

Wenn der Professor aus solchem Geiste sein Amt verwaltet, dann können wir mit Ignaz Döllinger sagen: „Wo Genie, Talente, guter Wille, klare Erkenntnis, echte Vaterlandsliebe, treue Gesinnung sich vereinigen, da wird dem Staate gedient, da oder nirgends.“

Und der Student? Euch, meine lieben jungen Freunde, möchte ich folgendes ins Stammbuch schreiben: Wie euere Professoren die Wissenschaft um ihrer selbst willen treiben, ohne sinnliche Nebenabsichten sie mit reiner Liebe umfassen, so soll auch euer Studium von dieser Liebe erfüllt sein. Nicht die Prüfung soll der leitende Gedanke eures Studiums sein, sondern die Begierde nach Wahrheit, das Verlangen, selbst ein Wahrheitsucher zu werden. Nicht die Staatskrippe soll euer Ziel sein, sondern das Streben, die Bildung eures Stammes zu vertiefen, euch einen freien und edlen Blick in Leben und Wissenschaft zu erwerben und zu wahren. Ihr sollt die Vollkommenheit als Stern eures Lebens erwählen, ihm entgegenwandern mit der Begeisterung und dem Feuer, das der Jugend eigen ist. Gebt dem Mißtrauen in die Stammesgenossen, gebt der Selbstsucht und dem Vorurteil keine Stätte in eurem Herzen. Dann leuchtet daraus der Himmel und nicht die Hölle, die euch das Leben verbittern muß, die euch untauglich macht, Lehrer und Führer des Stammes zu werden. Nur gefestigte Persönlichkeiten, denen das Glück und die Freude aus den Augen, den Fenstern des Herzens leuchtet, können wahre Lehrer und Führer werden. Da ihr großenteils dazu bestimmt seid, in das öffentliche Leben einzugreifen, so sollt ihr daran schon in jungen Jahren einen warmen Anteil nehmen. Die Umwälzung, welche das aus tausend Wunden blutende Deutschland, das zerschmetterte, verstümmelte, geknechtete, verarmte und doch so liebe deutsche Vaterland hat überstehen müssen, stellt euch neue Ziele und neue Aufgaben, für die man im kleinen Kreise so gut

wirken kann wie im größten. In Dorf und Stadt, in Schule und Werkstatt, am Regierungstisch und in der Familie können und sollen Sie mitarbeiten an der gemeinsamen hohen Aufgabe sittlicher, politischer und religiöser Kräftigung und Erhebung unseres Volkes, an der Entfernung von gemeinschädlichem Wahn und Irrtum. Jeder Gebildete kann dazu beitragen, daß unser Volk nicht selbstsüchtigen und gewissenlosen Demagogen als Beute zufalle, daß nicht trübes Gehenlassen und weichliche Arbeitsscheu statt der wahren Freiheit, statt des Wohlstandes und des Wiedererstarkens eintrete und sich festsetze, daß dem im Stillen sich einschleichenden oder auch geräuschvoll auf dem Markte sich spreizenden Irrtum der männliche Widerspruch und die gemeinverständliche Widerlegung nicht fehle. Dazu ist aber von nöten, daß Sie sich teilnehmend hineinversetzen in die Wünsche und Sorgen aller Volksgenossen, daß kein Kastengeist Ihren freien Blick trübe, denn alle sind Kinder des gleichen Stammes, in allen liegen die gleichen Keime der Tugend und des Fortschritts. Sie warten zur Entfaltung nur der strahlenden Sonne.

Unsere Lage ist ernst, um so ernster, als wir durch den Schamchfrieden an den Rand eines Abgrunds gekommen sind. Das Leben heute gleicht einem gewaltigen, über die Ufer getretenen Strom, dessen hochgehende Wogen nur den rüstigen, keinen Augenblick nachlassenden Schwimmer tragen. Wer nicht untersinken will, darf nicht ermüden, nicht ausruhen wollen (I. v. Döllinger).

Dabei sollen Sie aber trotz allen Fleißes und allen Ernstes keine Mucker und keine Kopfhänger sein, sondern die schöne Jugend auf der schönen Erde in vollen Zügen genießen. Man ist nur einmal jung, und wer die Jugend in den Grenzen genossen hat, die Bildung und gute Erziehung weisen, der behält ein jugendlich Herz sein Leben lang. Sie sind frei! Alles stehet dem Tüchtigen offen! Nützen Sie diese Freiheit, aber vergessen Sie nicht, daß nur der wahrhaft frei ist, welcher sich selber vorher sittlich gebunden hat.

Kein verständiger und rechtlich denkender Mensch wird an den so gesetzten Aufgaben der Universität, ihrer Lehrer und Studenten etwas auszusetzen haben, und doch sind sie vielfach angegriffen worden. Nicht erst gestern und ehegestern, sondern immer dann, wenn die Wogen der politischen Erregung hoch gingen. Da gilt es denn zu untersuchen, ob die Universitäten den vorhin gezeichneten Aufgaben gerecht geworden sind. Diese Frage muß man billigerweise bejahen, denn es ist nicht zu bestreiten, daß die Bildung unseres ganzen Volkes in den letzten 50 Jahren gewaltig zuge-

nommen hat. Aber auch dem sinnlichen Leben hat die Wissenschaft ungeheure Fortschritte gebracht. Ich brauche nur zu erinnern an die Fortschritte der angewandten Heilkunde, oder an diejenigen Industrien, die vorzugsweise von der Wissenschaft durchdrungen worden sind, wie die elektrotechnische, die chemische und die optische. Gerade Jena und sein Zeißwerk ist ein mustergültiges Beispiel. Ohne Universität kein E r n s t A b b e , ohne A b b e keine Zeißstiftung, ohne ihn und seine vielen wissenschaftlichen Mitarbeiter wäre gar vieles nicht geschaffen worden, was dem leiblichen und geistigen Wohl der Menschheit zu Nutz und Frommen war. Gerade das Verdienst der Universität um diese Fortschritte hat A b b e selbst anerkannt, indem er durch seine hochherzige Stiftung der universitas salana das Leben aufs neue geschenkt und ihr zu kaum geahnter Blüte verholfen hat. Er wußte, was heute so viele nicht zu wissen scheinen, daß so angewandte Mittel tausendfältige Frucht tragen. Wer Hand an die deutschen Universitäten legt, legt Hand an das deutsche Volk, der haut den Baum ab, um zu seinen Früchten zu gelangen. Zugegeben —, aber die Universitäten sollen sich wenigstens mit ihren Lehren auf die regierende Partei einrichten. Täte sie das, so hätte das Volk selbst den größten Nachteil davon, weil damit jede ernste Kritik der Regierungshandlungen vernichtet würde. Zwänge man sie dazu, so würde man dem Baum die Wurzeln abhauen, denn wie soll ich nach Wahrheit forschen, wenn mir die blaue, schwarze oder rote Parteibrille ihr Licht verbirgt? Auch darf nur der Lehrer auf Wirkung von Dauer rechnen, der die Wahrheit unverfälscht lehrt. So ist es zum höchsten Wohle des Volkes, wenn sich der Professor durch keine Macht der Erde davon abhalten läßt, die Wahrheit zu bekennen, immer und überall. Es ist im Volksinteresse, und darum ist es auch Pflicht des Staates, die Freiheit der Forschung und Lehre unter allen Umständen zu sichern. Für die Forschungs- und Lehrfreiheit gibt es keine anderen als sittliche Grenzen. Und wenn der Mensch irrt? Nun es irrt der Mensch, so lang er strebt; laßt ihn irren, er verzögert den Schritt der Wahrheit um ein Kleines, aber er hält ihn nicht auf; sie drängt zum Lichte. Wer von euch hat nie geirrt? Daß wir weder im Forschen noch im Lehren das Vollkommene erreichen, liegt in der Natur der Sache und ist allgemein. So sagt B a c h m a n n : „Wo gäbe es eine Staatsverfassung, Recht und Gesetze, Theorien und Systeme, oder überhaupt ein Institut, das durchaus makellos, gar nichts zu wünschen übrig ließe? Dieses Bewußtsein, von dem, was sein sollte und

könnte, im Gegensatz zu dem Wirklichen ist eben das Ideal, und so wird dieses selbst das Forttreibende, Umgestaltende. Daher lassen sich veraltete menschliche Zustände, denen der Geist einmal entwachsen ist, nicht wieder herstellen, und diejenigen, die es dennoch versuchten, haben es schwer büßen müssen. Das ist ein Teil des Volkes. Die anderen streben immer vorwärts, aber fast immer rücksichtslos, leidenschaftlich und mehr aus einem dunklen Drange des durch die Gegenwart nicht befriedigten Seins, als aus klarer Einsicht dessen, was wirklich nottut. Sie fühlen eine unwiderstehliche Lust niederzureißen und zu zerstören, alles alte, von den Vorfahren in der besten Absicht Gegründete, auch wenn Millionen dabei sich glücklich fühlten, gilt ihnen für veraltet, die Verehrung desselben für Schwäche, nur das Gegenwärtige sei das Wahre, nämlich sie selbst, weshalb sie ihre Erkenntnis die Wissenschaft der Gegenwart nennen. In dieser Zerstörungswut neigen sie mehr zum Hasse als zur Liebe.“ Sie möchten Helden sein und werden Herostraten.

Zu den Rückständigen kann die Universität nicht gehören, weil die Wissenschaft lebendig ist. Soll sie nun zu den anderen sich schlagen? Ich dünke nein. Wenn die Universität Genüge finden würde an Formeln und Phrasen, die an der Oberfläche liegen, wenn sie nicht die Wahrheit in der Tiefe suchen würde, dann müßte sie zum Betrüger am Volke werden. Darum prüfen und wägen wir zuerst, was schön und häßlich, was gut und böse, recht und unrecht, was Wahrheit und Lüge sei. Heute gilt für die Universität mehr wie je, was H o f m a n n im Jahre 1871 sagte: „Jetzt, nachdem das Volk in seiner Gesamtheit an der Gestaltung seiner staatlichen Ordnungen und Einrichtungen beteiligt ist, liegt alles daran, daß der Gedanke, von dem es dabei beherrscht, der für alle seine staatlichen Bestrebungen maßgebend sein muß, bei denen in seiner Reinheit erhalten bleibe, welche durch ihre Bildung berufen sind, die Lebensbewegung des Volkes in der richtigen Bahn zu erhalten.“

Wahrlich an solchen Grundsätzen ist nichts zu reformieren. Oder wollt ihr andere Propheten an unsere Stelle setzen? Dann sehet euch vor, daß es keine falschen Propheten sind. Man kann nicht ohne die größte Gefahr durch Dekrete die Ignoranz zur Gelehrsamkeit umstempeln (I. v. D ö l l i n g e r). Es könnte sonst leicht sein, daß ihr ein Kleinod ins Grab legtet, das ihr nachher mit goldenen Schaufeln wieder ausgraben möchtet.

Man hat den Professoren vorgeworfen, sie seien Reaktionäre und Mammonisten, man hat von den Studenten gesagt, sie pflegen den

Kastengeist und treiben Dinge, die dem Zeitgeist nicht mehr angemessen seien, sie seien Feinde des handarbeitenden Volkes. Gewiß hat es in den letzten 50 Jahren einzelne Professoren gegeben, die aus ihrer Stellung reich geworden sind, keiner davon durch das Gehalt, hier und da einmal einer aus dem Vorlesungshonorar, die übrigen aus privater Beschäftigung. Das ganze Volk war ja in den letzten Jahrzehnten vom Tanz um das goldene Kalb betäubt. Was Wunder, wenn auch einmal ein Professor davon ergriffen wurde. Im allgemeinen sammeln die Professoren aber keine Reichtümer und die meisten sind zu allen Zeiten ärmer aus dem Amt gegangen, als sie hineingingen. In den Zeiten der Not gehörten sie meistens zu den ganz armen Leuten, denen man im 16. Jahrhundert, wo ihr ganzes Jahresgehalt 60 Gulden betrug, mit 20 Gulden jährlicher Zulage ein fürstliches Geschenk machte, oder die man noch im Jahre 1806 mit einem Geschenk von 10 Talern vor der bittersten Not retten mußte, die in der letzten Zeit mehr Not gelitten haben als die meisten Handarbeiter. Der Gelehrte forscht eben nicht um des Lohnes willen, sondern zu seiner inneren Befriedigung aus idealer Gesinnung. Dafür ließen sich zahlreiche Beispiele anführen, und ich will nur erinnern an den Lebensgang Robert Meyers, der den Dank für die Feststellung des Gesetzes von der Erhaltung der Energie im Irrenhause mit seinen Qualen erhielt, und an die Göttinger Sieben, die für ihre Überzeugung aus Amt und Würden gingen.

Auch die vielfach gehörte Klage, der ordentliche Professor ziehe durch die sogenannten Pflichtvorlesungen die Masse der Studenten an sich, gehört in das Kapitel vom Mammonismus. An den Prüfungen und den damit zusammenhängenden Pflichtvorlesungen ist aber nur der Staat schuld. Die Universität hat daran gar kein unmittelbares Interesse. Nur die Doktorprüfung ist eine reine Universitätseinrichtung, und da gibt es auch keine Pflichtvorlesungen. Im Interesse der Universität ist es, daß der Student lernen kann, wie, was und wo er will. Das ist die Lernfreiheit, das notwendige Korrelat der Lehrfreiheit. Schon Männer wie Savigny und Jakob Grimm lehnen jeden Zwang zum Hören bestimmter Vorlesungen oder gar bei bestimmten Dozenten als für die Universität schädlich ab. Daß im übrigen die Inhaber von bestimmten Lehrstellen, die vom Staat in das Amt eingesetzt sind, die ganze Verantwortung zu tragen haben, und auf eine größere Erfahrung zurückblicken, in allen Universitätsangelegenheiten einen maßgebenden Einfluß ausüben, ist nicht nur selbstverständlich, sondern auch gut

und damit im allgemeinen Universitätsinteresse und im Interesse des Volkes.

So wenig nun die Professoren in ihrer Allgemeinheit Mammonisten sind, so wenig sind sie Reaktionäre. Ich habe schon früher dargelegt, daß jeglicher Parteigeist der Universität wesensfremd ist, daß sie berufen ist, den gesunden natürlichen Fortschritt zu fördern, daß es ihrem Geiste entspricht, nicht gegen das Volk, sondern mit dem Volk zu leben und zu schaffen. Dies kann aber naturgemäß nicht gegen die Wahrheit, sondern nur mit ihr gehen. Für sie muß der Professor mannhaft eintreten, auch wenn es Parteiprinzipien widerspricht, auch wenn er dadurch beliebte Schlagworte, die auf allen Gassen ausgerufen werden, totschrägt. Zu tadeln ist es freilich, wenn er sich dabei selbst vom Parteigeist leiten läßt, oder wenn seine Rede des Anstands und der guten Sitte ermangelt, wenn er als wahr verkünden wollte, was noch nicht erforscht, oder was Lüge ist. Im übrigen gewährt ja die Verfassung auch dem Professor das Recht, seine politische Meinung, die ebenso richtig und ebenso falsch ist, wie die anderer Leute, frei zu äußern, aber er soll dazu nicht seinen Lehrstuhl benützen, wenn es nicht zu seinem Berufe gehört. Jedenfalls sind aber auch auf diesem Gebiet die begangenen Sünden so klein und so selten, daß sie weit unter dem Maß bleiben, mit dem außerhalb der Universitäten gefehlt wird. Wir alle sind willens und geloben, nur das zu tun, was dem deutschen Volke nützlich ist.

Und die Studenten? — Sie haben in der Geschichte des deutschen Volkes einen Ehrenplatz. Immer, wenn die Not dem deutschen Volke bis an den Hals stieg, sind die Studenten mit ihrem Blute eingesprungen, nie verhallte dann der Ruf: „Burschen heraus“ ungehört. Für Ehre, Freiheit und Vaterland gibt der wahre Student alles dahin! Sehet sie doch in den Freiheitskriegen, sehet sie im Jahre 48 und zählet die studentischen Opfer in den kaum hinter uns liegenden fünfjährigen Kämpfen! Lasset euch sagen und erzählen von ihrem Mut, ihrer Tapferkeit, ihrer Opferfreudigkeit, und es wird euch ein Schauer der Ehrfurcht vor dieser Jugend durch die Seele ziehen, denn alles haben sie getan nur um einer Idee willen, nur um dem deutschen Volke Leben und Wohlfahrt zu erhalten. Glaubt nun irgendein verständiger Mensch, daß ein solcher Geist von heute auf morgen zum Dämon wird, der um eigenen Vorteils willen die Volksgenossen verachten, ausbeuten, vernichten, ihr Blut trinken möchte? Die eigenen Volksgenossen, von denen er doch

weiß, daß sie Blut von seinem Blute, Geist von seinem Geiste sind, daß er aus ihrem Kreise stammt und seine Nachkommen wieder diesem Kreise angehören werden. Was die Studenten getan haben in der letzten bösen Zeit, das haben sie reinen Herzens getan, um dem deutschen Volke einen Liebesdienst zu erweisen. Sie haben es getan gegen ihren eigenen sinnlichen Vorteil, denn es ist viel leichter und nahrhafter mit den Wölfen zu heulen, als gegen sie zu kämpfen. Für die Beurteilung darf einzig und allein die Reinheit der Gesinnung maßgebend sein, und in dieser Hinsicht wird die Geschichte ein glänzendes Urteil fällen.

Wohl mag der Student vielfach stolz erscheinen und den Eindruck erwecken, als hielte er sich für etwas Besseres als andere Menschen. Das ist ein Vorrecht der Jugend, und mir sind in meiner langen Dozentenzeit die stolzen Studenten lieber geworden, als die Kriecher und Duckmäuser. Wenn es vielen Studenten, grade so wie vielen Alten noch nicht gelungen ist, sich in der heutigen Ordnung der Dinge zurechtzufinden, so lasset ihnen doch Zeit; das Wahre und Gute hat noch immer gesiegt. Und wenn der Student in Unschuld fröhlich ist und lose Streiche verübt, dann wollen wir Alten uns fragen, ob nicht gerade die fröhlichen Maientage unseres Lebens uns zur seligsten Erinnerung geworden sind. Und wenn der Student immer noch Mensuren schlägt, so will er eben sein Leben einsetzen, damit er es gewinne, weil er glaubt, das Gewonnene habe größeren Wert. Ist denn das ein Verbrechen?

Natürlich gebe ich zu, daß auch unter den Studenten, wie in jedem Kreise, minderwertige Elemente sind, und es ist aufs schärfste zu tadeln und zu verachten, wenn der Frohsinn zur Gemeinheit, der lose Streich zum Verbrechen, der Stolz zum Hochmut wird, wenn an Stelle des harmlosen Verkehrs der beiden Geschlechter, wie es deutschem Geiste entspricht, das romanische Kokotten- und Dirnenwesen tritt. Davor bewahr uns lieber Herr und Gott!

In einem hat jedenfalls der Student die Not unserer Zeit begriffen: er ist fleißiger als je und arbeitet so unverdrossen, wie ich es nie für möglich gehalten hätte. Mit ihren Professoren verbindet die Studenten deshalb auch ein inniges Vertrauensverhältnis und darum begrüßen wir es auch, daß die Studenten sich zu einer festen Organisation zusammengeschlossen haben, die einen Platz im Gefüge der Universität einnehmen soll. Wir begrüßen dies, weil dadurch die Jugend zu ihrem eigenen Erzieher wird, denn die Jugend wirkt immer am stärksten auf die Jugend (G o e t h e). Schießt sie einmal

über das Ziel hinaus, oder behandelt sie Dinge, zu denen die Erfahrung des Alters gehört, so wollen wir uns erinnern, daß wir's in unserer Jugend auch nicht besser gemacht haben.

Eine letzte Frage, welche in dieser Zeit vielfach zu Angriffen auf die Universität Veranlassung gab, ist die, wer zum Studium überhaupt zuzulassen sei. Diese Frage wird wiederum meist vom Gesichtspunkt des sinnlichen Vorteils betrachtet, indem man die zum Staatsdienst berechtigenden Prüfungen mit dem Studium verwechselt. Jene Prüfungen sind aber eine Staatsangelegenheit, und der Staat setzt seine Bedingungen dafür fest. Sie haben, wie ich schon früher feststellte, mit der Universität an sich sehr wenig zu tun, denn diese will nicht unmittelbar zu einem Berufe vorbereiten. Wo sie dies versucht hat, ist der Versuch durchaus nicht befriedigend ausgefallen, und man hat auf allen Gebieten eine Zeit der praktischen Ausbildung an die Universitätsstudien angliedern müssen. Wer also zum Studium zuzulassen ist, kann nur aus dem Verhältnis der deutschen Universität zum deutschen Volk entschieden werden.

Es ist nun unzweifelhaft, daß das Streben auseinander heute im deutschen Volke größer ist als je und größer als das Streben zueinander. In der ganzen Natur aber sehen wir zwei entgegengesetzt wirkende Kräfte am Werk, anziehende und abstoßende. Dort das Streben zueinander, hier auseinander. Wo die anziehenden Kräfte überwiegen, entsteht Geordnetes, Größeres, Mächtigeres. Wo aber die abstoßenden Kräfte zur Herrschaft gelangen, tritt Trennung, Scheidung, Zerfall bis zum Wesenlosen ein. Aus dieser Erkenntnis ergibt sich die Aufgabe der Universität von selbst. Sie muß ihre ganze Kraft der Einigung, der Versöhnung, dem gegenseitigen Sichverstehen, kurz der Liebe und nicht dem Haß widmen. Darum darf sie kein Glied des Volkes von ihrem Tische weisen. Gleich wie S a v i g n y nach der Vernichtung der Herrschaft der Privilegierten sagen konnte: „Die Kraft und Dauer des Staates beruht nicht auf den einzelnen großen Helden, Staatsmännern, Gelehrten und Künstlern, sondern auf den zahlreichen Mittelständen, die sich teils einer geistigen Beschäftigung, teils dem Landbau und Gewerbe in den mannigfaltigsten Arten und Abstufungen widmen und auf dem gesunden Verstand und der tüchtigen Gesinnung, die in diesen Ständen herrschend sind.“ So können wir heute hinzufügen, die Kraft und Dauer des Staates beruht gleichermaßen auf dem noch viel zahlreicheren Stand der Handarbeiter, deren Seele dem Lichte entgegenringt und hungert nach der Kost des Wahren, Schönen und Guten.

Wird nicht der Weg dieses Standes weniger dornenvoll sein, weniger in die Irre gehen, wenn die Universität, die geistige Führerin des Volkes sich bemüht, auch über seine Seele Macht zu gewinnen, in sie den Geist der Wahrheit zu gießen? Dieser Samen würde zu tausendfältiger Frucht emporwachsen, und es würde nicht mehr ein Teil des Volkes gegen den anderen, ohne den es doch nicht leben kann, in Haß und Verachtung stehen, die Macht der Dämonen der Verhetzung wäre gebrochen.

Da nun aber die Universität niemals unmittelbar auf die Massen des Volkes wirken kann, so muß sie ihren Geist und ihren Kampf um das Vollkommene einpflanzen in die Seelen der Lehrer des Volkes. Darum muß die Universität auch Führerin werden und bleiben auf dem Gebiet der Lehrerbildung. Sie kann und soll mit vollen Händen spenden, was sie zu spenden hat, sie soll auch in diesen Kreisen den Geist der Wissenschaftlichkeit wecken, das Kommende vorbereiten, die Treue zum deutschen Stamme festigen. Sie kann aber auch hier nicht zur Fachschule werden, weil dies wie schon gesagt ganz außerhalb ihres Aufgabenkreises und außer ihrem Vermögen liegt. An der Vorbildung darf das Studium nicht scheitern, denn jeder Vernünftige weiß, daß ein gewisses Maß davon zu jedwedem Studium notwendig ist, und wer studieren will, mag zusehen, wie und wo er sich dieses Maß von Vorbildung erwerben kann. Das ist auch ein Stück Lernfreiheit.

Ich habe nun gar nicht geredet von den Reformen wirtschaftlicher Art bei Dozenten und Studenten. Mit Absicht, denn das sind Fragen zweiten und dritten Ranges. Der Drang nach Wahrheit zu forschen, sie zu verkünden, ist so elementarer Natur und so gewaltig, daß Hemmnisse sinnlicher Natur allezeit überwunden worden sind, wenn auch Opfer auf der Wahlstatt bleiben. Denken sie nur an den Tod *Giordano Brunos*. Besser wäre es freilich, wenn es ohne Opfer ginge, aber ich glaube, unsere Lage ist so, daß diese Opfer nicht ausbleiben werden.

Bleiben wir, Alte und Junge, trotz alledem in der *universitas salana* vereint in dem Geiste, wie wir ihn geschildert haben, so steht billig zu erwarten, daß die feindliche Stellung gegen die Universität bald wieder aufgehoben und das Vertrauen hergestellt wird, denn ihr Wesen ist gut, und sie ist ein schönes Erbe unserer Urväter (*I. Döllinger*).

Dann, aber auch nur dann wird durch die Universität unser armes zerschlagenes Volk seine Stammesglieder wieder sammeln,

wieder zu Ehren und Macht gelangen, zu einer geistigen Macht, die stärker ist als alle Heere, und der Friede Gottes wird in unsere zerrissenen Herzen wieder einkehren. Löst sich aber das deutsche Volk durch das Streben auseinander, durch Haß und Zwietracht in Nichts auf, dann geht daran ganz Europa zugrunde, weil es in Europa das einzige Volk mit volkstümlicher Wissenschaft und Bildung ist. Das mögen unsere Feinde, das wollen wir selbst bedenken.

Wir alle, die wir Glieder des einen deutschen Stammes sind, wollen darum einander die Bruderhand reichen, wollen alles Trennende vergessen, wollen einander die Treue halten bis an den Tod, damit die Verheißung *St. Johannis* für uns zur Wahrheit werde: „Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.“

Das walte Gott.

Woher ich's habe?

Von unseren Vorfahren, insbesondere aus:

1. J. G. Fichte, Reden an die deutsche Nation, 1808.
2. H. Luden, Handbuch der Staatsweisheit. Jena 1811.
3. I. Döllinger, Betrachtungen über das Wesen der deutschen Universitäten, Würzburg 1819.
4. F. K. v. Savigny, Wesen und Wert der deutschen Universitäten, in Rankes historisch-politischer Ztschr. 1832.
5. C. F. Bachmann, Über die Bestimmung der Universität, nach dem Statut der Universität Jena, Darmstadt 1846.
6. Zur Reform der deutschen Universitäten, Ansichten und Anträge des Reformvereins zu Jena, September 1848.
7. I. C. E. Schwarz, Das erste Jahrzehnt der Universität Jena, Jena 1858.
8. I. Chr. K. Hofmann, Rede beim Antritt des Rektorats der kgl. bayr. Friedrich - Alexanders - Universität Erlangen, Erlangen 1856.
9. Derselbe, Erlangen 1871.
10. Jacob Grimm, Über Schule, Universität, Akademie (Akademierede 1849), Kleinere Schriften, Berlin 1864.
11. I. v. Döllinger, Akademische Vorträge, 2. Die Bedeutung der großen Zeitereignisse für die deutschen Hochschulen (Rektoratsrede München 1871), München 1891.
12. G. Linck, Gedanken zur Universitätsreform, Jena 1919.

REV15

Schriften von

Dr. Gottlob Linck

o. ö. Professor der Mineralogie und Geologie an der Universität Jena

Grundriß der Kristallographie. Für Studierende und zum Selbstunterricht. Vierte, verbesserte Auflage. Mit 486 Originalfiguren im Text und 3 farbigen, lithographischen Tafeln. (VIII, 288 S. gr. 8°.) 1920. Mk 21.—, geb. Mk 25.—

Tabellen zur Gesteinskunde für Geologen, Mineralogen, Bergleute, Chemiker, Landwirte und Techniker. Vierte, verbesserte Auflage. Mit 16 Abbildungen auf 8 Tafeln. (Taschenformat.) 1918. Kartoniert Mk 4.—

Goethes Verhältnis zur Mineralogie und Geognosie. Rede, gehalten zur Feier der akademischen Preisverteilung am 16. Juni 1906. Mit Bildern von Goethe (Seidler) und Lenz und einem Brief-Faksimile. (48 S. Lex. 8°.) 1906. Mk 2.—

Kreislaufvorgänge in der Erdgeschichte. Rede, gehalten zur Feier der akademischen Preisverteilung in Jena am 15. Juni 1912. (III, 40 S. Lex. 8°.) 1912. Mk 1.50

Die Bedeutung der humanistischen Bildung für die Naturwissenschaften. Vortrag, gehalten in der Ortsgruppe Würzburg der Freunde des humanistischen Gymnasiums. Von Dr. **Wilhelm Lubosch**, Prof. der Anat. (31 S. gr. 8°.) 1920. Mk 2.—

Dynamische Weltanschauung. Von Prof. Dr. **Emil Frh. von Dungen**. (31 S. gr. 8°.) 1920. Mk 3.—

Der durch seine biologischen Forschungen bekannte Verfasser bringt in dieser kleinen Schrift seine eigenartige Weltanschauung. Er glaubt an die Einheitlichkeit der Naturvorgänge, zwar nicht im Sinne der physikalischen Anschauung, welche das Weltgeschehen als einen Ablauf energetischer Vorgänge auffaßt, sondern findet die Grundlage der Naturvorgänge in den Kräften, nachweisend, daß die Energie allein nicht ausreicht. Durch dieses physikalische, aber in gewissem Sinne auch vitalistische Prinzip wird der Unterschied zwischen der physikalischen und der biologischen Welt aufgehoben. Die Abhandlung wird jedem Philosophen und Naturforscher, aber auch dem gebildeten Laien, eine Fülle von Anregungen bringen.

Der sozialdemokratische Staat im Lichte der Darwin-Weismannschen Lehre. Von Prof. Dr. **Friedrich Dahl**, Falkenhagen W. Osthaveland. Mit 6 Abbild. im Text. (42 S. gr. 8°.) 1920. Mk 3.—

Über Begriff und Aufgaben der deutschen Philologie. Rede, gehalten zur Feier der akademischen Preisverteilung in Jena am 24. Juni 1916. Von Dr. **Victor Michels**, o. ö. Professor der deutschen Philologie, Jena. (26 S. Lex. 8°.) 1917. Mk 1.20

Goethe und Jena. Von Prof. Dr. **Victor Michels**, Jena. (30 S.) 1916. Mk —.60

Carl Alexander, Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach. Rede, gehalten am 24. Juni 1918 im Theater zu Weimar. Von Dr. **Wilh. Rein**, o. ö. Professor der Pädagogik. (IV, 20 S. Lex.-Form.) 1918. Mk 1.60

Die französische und die deutsche Revolution. Von Professor Dr. **A. Hoche**, Freiburg i. Br. (40 S. gr. 8°.) 1920. Mk 3.50

Diese Abhandlung bemüht sich, diejenige kühle Sachlichkeit bei der Schilderung und Beurteilung der deutschen Revolution und aller mit ihr zusammenhängenden Erscheinungen, wie wir sie seit eine des vor ihm liegende nicht. Bei dem Ergebnis, daß die Unt-Anschein, größer als bei denjenigen, die s-geprüften Vaterland auf regstes Interesse

ÚK PrF MU Brno



3 1 2 9 5 0 1 5 6 8

die Symptome lich gefällt oder sie zu dem Er- t, entgegen dem 1, vor allem aber unseres schwer rcksvolle Schrift